

# Gott, der Schöpfer, und die Übel der Evolution

Zu den Erfahrungen, die die Neuzeit mit der weltlichen Wirklichkeit gemacht hat, gehören auch die Entdeckungen und Konzepte der Naturwissenschaften. In Bezug auf die Bedingungen geschöpflichen Daseins ist hier vor allem die Entdeckung der Evolution des Lebens auf unserem Planeten und der sie bestimmenden gesetzmäßigen Zusammenhänge zu nennen. Mit ihr ist auch die Frage nach dem Sinn des Leidens der lebenden Kreatur in einen neuen Kontext und Erklärungszusammenhang gestellt. Wir wollen uns der Theodizeefrage im Kontext der Evolution des Lebens nähern, indem wir zunächst fragen, welche Bedeutung Leiden, Übel und Tod im Rahmen der Evolutionstheorie zukommt (I.+II.). Wir werden danach zwei zentrale theologische Fragen entfalten, die angesichts der evolutionstheoretischen Funktionalität dieser Phänomene neu zu bedenken sind (III.). Abschließend werden wir versuchen, eine Perspektive zu entwickeln, in der das durch evolutionstheoretische Einsichten differenziert wahrgenommene physische Leid der Kreatur und das Bekenntnis zu Gott, dem Schöpfer, in einer den Menschen auch lebenspraktisch orientierenden Weise verbunden werden können (IV.+V.).

## I.

Mit der Evolutionstheorie erwuchs im 19. Jahrhundert eine naturwissenschaftlich begründete Alternative zur traditionellen Vorstellung der Erschaffung der Lebewesen durch Gottes herstellendes Handeln.<sup>1</sup> Es können nun rein natürliche Ursachen für die Entstehung selbst so komplexer Gebilde wie der höheren Tiere angegeben werden. Eine Schöpfung im Sinne eines Machens, ein jedes Lebewesen „nach seiner Art“ (vgl. Gen 1,11 f. 21.24 f.), erscheint immer weniger plausibel. An ihre Stelle treten *Zeit* und *Geschichte*. 1859 erscheint Charles Darwins Werk *On The Origin of Species By Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life*, durch das der Schluss von der Ordnung der Natur auf einen sie geschaffen und geordnet habenden Schöpfer seine naturkundlich begründete Überzeugungskraft verliert.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> So definiert etwa der altprotestantische Dogmatiker J.F. KÖNIG die ursprüngliche Schöpfung am ersten Schöpfungstag als eine „productio ex nihilo“, der am zweiten bis fünften Schöpfungstag eine „productio ex materia quidam“ folgt. Diese productio (mitunter auch fabricatio) der Schöpfung wird dann von König genauer anhand der aristotelischen vier-causae-Lehre entfaltet und damit in enger Anlehnung an das menschliche herstellende Handeln, vgl. C.H. RATSCHOW, *Lutherische Dogmatik zwischen Reformation und Aufklärung*, Teil II, Gütersloh 1966, 164 ff.

<sup>2</sup> Die Entstehung der Darwinschen Evolutionstheorie, die in ihr wirksam gewordenen Einflüsse

Mit ihr verbunden ist auch eine neue Sicht der Bedeutung von Leiden, Krankheit und Tod der Kreatur. Sie stellen keine begrenzten, lokalen oder auf moralische Übel zurückführbaren *Defekte* der Schöpfung mehr dar, die im übrigen zur Steigerung der positiven Gesamtbilanz der durch ihren Schöpfer relativ optimierten Welt unvermeidbar sind, sondern erweisen sich als tragende und unverzichtbare Faktoren der evolutionären Entwicklung. Entsprechend ist bis in unser heutiges Alltagsbewusstsein hinein die Evolutionstheorie verbunden mit dem Begriff des *Kampfes ums Dasein*. So jedenfalls wurde etwas unglücklich der Darwinsche Ausdruck „Struggle for Existence“ ins Deutsche übersetzt, der sich bei Darwin ganz allgemein bezieht auf die Abhängigkeit der Lebewesen untereinander und von ihren Lebensbedingungen und darin die Konkurrenz mit anderen Lebewesen (z.B. Nahrungskonkurrenten der eigenen oder anderer Arten, natürliche Feinde etc.) und die Herausforderungen physischer Umweltbedingungen jeglicher Art mit einschließt.<sup>3</sup> Jedenfalls entstand das Bild einer „Natur, die ‚rot an Zähnen und Klauen‘ (ein Wort von Tennysson) sei“<sup>4</sup>. Darwin und seine Nachfolger, so eine bis heute allgemein verbreitete Vorstellung, stellen „die Natur als ungeheures Schlachtfeld dar, auf dem die Vernichtung der Schwachen durch die Stärkeren, Gewandteren, Listigsten zu sehen sei“<sup>5</sup>.

Richtig ist jedenfalls, und das hat die heutige Sicht der Evolution durchaus bestätigt, dass die Natur nicht der Inbegriff vollkommener Harmonie ist, den der Leibnizsche Optimismus – und nicht nur dieser – ihr unterstellte. Führen wir uns deshalb im Überblick die wichtigsten Grundprinzipien der Evolution mit ihrer Bedeutung für das physische Übel vor Augen.

## II.

Darwin selbst ging bei seiner Theorie von zwei Beobachtungen aus, der großen *Variabilität* der Nachkommen der Lebewesen, die in ihren Merkmalen von ihren El-

---

und die zeitgenössischen Konkurrenten unter den Abstammungs- und Entwicklungstheorien sind oft beschrieben worden. Aus der Fülle der Literatur vgl.: G. ALTNER (Hg.), *Der Darwinismus. Die Geschichte einer Theorie* (WdF 449), Darmstadt 1981; E. MAYR, *Die Entwicklung der biologischen Gedankenwelt. Vielfalt, Evolution und Vererbung*, Berlin/Heidelberg/New York/Tokyo 1984; F.M. WUKETTIS, *Evolutionstheorien. Historische Voraussetzungen, Positionen, Kritik*, Darmstadt 1988; DERS., *Grundriß der Evolutionstheorie*, Darmstadt 21989.

<sup>3</sup> „I should premise that I use the term Struggle for Existence in a large and metaphorical sense, including dependence of one being on another“ (C. DARWIN, *The Origin of Species* (London 21859), Oxford/New York 1996, 53).

<sup>4</sup> G. HEBERER, *Nachwort zu C. Darwin, Die Entstehung der Arten durch natürliche Zucht- wahl*, Stuttgart 1995, 685.

<sup>5</sup> P. KROPOTKIN, *The Ethic Need of the Present Day*, zit. nach der dt. Übers.: *Das Bedürfnis der Gegenwart nach Ausgestaltung der Grundlagen der Sittlichkeit*, in: G. ALTNER, *Darwinismus a.a.O.* (Anm. 2), 162.

tern und untereinander abweichen,<sup>6</sup> und der Überproduktion von Nachkommen, da ein Elternpaar in der Regel viele Nachkommen erzeugt, von denen nur einige überleben. Hier setzt die *Selektion* an. Während bei der Zucht domestizierter Tiere der Züchter die Auswahl trifft, muss es in der freien Natur *means of natural selection* geben. Darwin unterschied dabei den „Struggle for Existence“<sup>7</sup> als den Hauptfaktor der eigentlichen natürlichen Selektion<sup>8</sup> und die sexuelle Selektion, durch die sich die Entstehung von besonderen, für den Kampf ums Überleben eigentlich unnötigen Geschlechtsmerkmalen, die Entwicklung eigentümlichen Paarungsverhaltens und die Differenzierung in Aussehen und Verhalten der Geschlechter erklären lassen. Beide Mechanismen, Mutation und Selektion, sieht Darwin in ihrem Zusammenspiel als unverzichtbar, grundlegend und hinreichend an, um die Entstehung der Arten aus einem gemeinsamen Ursprung zu erklären.

Darwins Zurückführung der Evolution auf die beiden Grundprinzipien von ungerichteter Variabilität und restringierender Selektion hat sich im wesentlichen bestätigt, ist jedoch im Detail vielfach besser verstanden, ergänzt und modifiziert worden. Die bedeutendste Bestätigung stellt die *Entdeckung des genetischen Codes* dar und seiner Variabilität durch die Rekombination von mütterlichen und väterlichen Genen und durch zufällige Mutationen<sup>9</sup>, womit die Quelle und der Mechanismus der für Darwin nur als bloßes Phänomen konstaterbaren ungerichteten Variabilität der Nachkommenschaft eines Elternpaares einsichtig wird. Da Mutationen zufällig erfolgen und sich nicht an der Konstitution und Funktionalität des Organismus orientieren, sind sie allerdings ganz überwiegend schädlich und sehr häufig letal, führen also zum Absterben des betroffenen Lebewesens. Nur

<sup>6</sup> Hierfür kann Darwin sich auf Beobachtungen bei domestizierten Lebewesen, zum Beispiel in der Taubenzucht, aber auch in der freien Natur stützen. Er konnte dieses Phänomen der erstaunlichen Variabilität der Arten nur feststellen und einige Vermutungen über ihre Herkunft anstellen. Die Entdeckung ihres Ursprungs blieb der Genetik unseres Jahrhunderts vorbehalten.

<sup>7</sup> Vgl. Anm. 3.

<sup>8</sup> Im Ergebnis bedeutet diese Selektion ein „survival of the fittest“, ein Ausdruck, den Darwin in späteren Auflagen von H. SPENCER übernimmt und als „more accurate“ gegenüber seinem eigenen Terminus *natural selection* den Vorzug gibt, vgl. C. DARWIN, *On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life* (sixth edition, with additions and corrections to 1872, eighteenth thousand, 1876), London 1988, 49.

<sup>9</sup> Solche Mutationen des Erbguts entstehen etwa durch Fehler bei der Kopie der elterlichen Chromosomen in der Keimzelle (Ausfall, Verdoppelung oder Austausch eines Basenpaares der DNS etc.) oder durch Strukturänderung ganzer Abschnitte von Chromosomen (Translation, Inversion, Deletion u.a.). Diese Veränderungen des Erbgutes, die die Grundlage für die Variabilität und damit die Entwicklung möglicher neuer Eigenschaften bei den Nachkommen darstellen, können sich an jeder Stelle des Genoms und in beliebiger Form ereignen und sind nicht auf ihre Auswirkungen in der phänotypischen Ausprägung bezogen, also in der Tat zufällig. Die Verursachung von Mutationen auf der molekularen Ebene zu klären, ist nicht einfach. Chemische Stoffe oder UV- und Röntgenstrahlen etwa können die Mutationsrate erhöhen.

selten entstehen Struktur- oder Funktionsverbesserungen. Andererseits ist die Ungerichtetheit der Mutationen der Grund für die große Variabilität und Anpassungsfähigkeit der Arten. Die ständige genetische Variabilität ist notwendig, um angesichts der Konkurrenten und der sich ändernden Umweltbedingungen schnell neue Anpassungsformen entwickeln zu können. Sie ist aber teuer erkauft, denn sie ist auch verantwortlich für einen großen Anteil von letalen Nachkommen, Missbildungen und Erbkrankheiten.

Die Variabilität der Individuen bei relativ geringem Risiko einer letalen Veränderung steigerte sich erheblich, als über die rein vegetative Fortpflanzung durch mitotische Zellteilung hinaus die sexuelle Fortpflanzung entstand.<sup>10</sup> Die Verschmelzung und Rekombination von männlichem und weiblichem Erbsatz macht es möglich, dass in jeder neuen Generation neue Genkombinationen auftreten, was zu einer erheblichen Innovationsbeschleunigung führt. Damit entstehen über die bloße vegetative Abstammung hinaus weitere Verwandtschaften, die sich miteinander sinnvoll fortpflanzen können, es entsteht die biologische Art, die Population, an der die eigentliche Evolution im Darwinschen Sinne ansetzt.

Der selektive Vorteil sexueller Fortpflanzung macht sich jedoch nur dann als solcher bemerkbar, wenn die Elterngeneration ausstirbt und einen Überschuss an Nachkommen hinterlässt. „Die Einprogrammierung des Todes wurde unumgänglich ... Das Altern und Sterben des Individuums stellte sich als derart vorteilhaft für die Entwicklung der Art heraus, daß sie im evolutiven Prozeß unausweichlich war. ... Tod bedeutet neues Leben für die Art.“<sup>11</sup> So ist der Tod der Lebewesen und des Menschen weder unvermeidliche Abnützungerscheinung ihrer materiellen Konstituenten noch kontingente Eigenschaft des Lebens, sondern eine ab einer bestimmten Stufe der Evolution ausgebildete Grundlage für eine effektive Höherentwicklung und also ein durch den Prozess der Evolution selbst entwickelter und für seinen Fortgang dann unverzichtbarer Mechanismus. Die genetische Programmierung des Todes ist eine Grundbedingung für die Form des höheren, durch Zweigeschlechtlichkeit und Generationenwechsel gekennzeichneten Lebens auf unserem Planeten.<sup>12</sup>

<sup>10</sup> Die geschlechtliche Differenzierung (Anisogamie) zwischen den Geschlechtern könnte deshalb entstanden sein, weil es energetisch günstiger ist, wenn nicht zwei gleichartig angelegte Lebewesen gleichgroße Keimzellen miteinander verschmelzen lassen, sondern wenn sich auf eine große, energiereiche Gamete (Eizelle) viele kleine bewegliche Gameten (Spermazellen) zubewegen.

<sup>11</sup> M. EIGEN, *Stufen zum Leben. Die frühe Evolution im Visier der Molekularbiologie*, München/Zürich <sup>2</sup>1992, 113.

<sup>12</sup> An diesem Beispiel kann man aber auch sehen, wie im Laufe der Evolution aus zunächst rein restringierenden Momenten neue Möglichkeiten erwachsen. Während einige ‚primitive‘ Lebewesen wie Spinnen, Insekten und Ringelwürmer unmittelbar nach ihrer ersten Fortpflanzung absterben (vgl. H.K. ERBEN, *Leben heißt Sterben. Der Tod des Einzelnen und das Aussterben der Arten*, Hamburg 1981, 43), hat sich bei höheren Lebewesen und besonders im Fall des Menschen der nach der Fortpflanzungsphase einsetzende und zum Tod führende Alterungsprozess verlängert und durch besondere Formen des sozialen Zusammenlebens (z.B. der Weitergabe von Erfahrungen der Eltern- an die Kindergeneration) das Altern zu einem

Aber auch der Darwinsche Selektionsbegriff ist durch die Forschung unseres Jahrhunderts differenziert worden. Die zunächst im Anschluss an Darwin und seine Begrifflichkeit vor allem als Konkurrenz verstandene Selektion wird erweitert durch Einsichten in den komplexen, oft kooperativen Zusammenhang von Individuum und Umwelt, in die Koevolution verschiedener Arten, die Bedeutung und Evolution von Ökosystemen und die Wichtigkeit symbiotischer Zusammenhänge im Laufe der Evolutionsgeschichte.<sup>13</sup> Schon Darwin gestand in späteren Auflagen außerdem *accidental causes* wie Unfälle, Naturkatastrophen u.a. im Rahmen der Selektion zu, bestritt aber, dass sie relevante Auswirkungen auf den Verlauf der Evolution hätten. Das wird heute anders gesehen: „Daß Genhäufigkeiten durch Zufallsfaktoren beeinflusst werden, ist evident und wird von keinem Autor in Frage gestellt.“<sup>15</sup> Das wird zum einen durch die Einführung des *Populationsprinzips* deutlich, bei dem nicht-adaptive Variationen verstärkt in Anschlag zu bringen sind, die mit dem Ausdruck *genetische Drift* bezeichnet werden: In geographisch isolierten kleineren Populationen können bei ansonsten selektiv gleichwertigen Genotypen zufällige Fixierungen einer dieser Variationen den Vorzug geben, so dass etwa die von der Hauptgruppe isolierte Population durch genetische Drift bis hin zur Bildung einer neuen Art variieren kann trotz vergleichbarer Umweltbedingungen.<sup>16</sup> Zum anderen kommen auf *Katastrophen* zurückzuführende Selektionen wohl nicht nur recht häufig vor, sondern sie scheinen auch an wichtigen Punkten der Evolution von entscheidender Bedeutung gewesen zu sein. So deutet sich an, dass an der Wende vom Kreidezeitalter zum Tertiär eine drastische Klimaveränderung stattgefunden hat, die auf eine globale Naturkatastrophe schließen lässt,<sup>17</sup> die zum Aussterben einer großen Anzahl von Tier- und Pflan-

---

kreativen Faktor gestaltet, der die „inclusive fitness“ erhöht, d.h. die Summe aller das Überleben auch der weiteren genetischen Nachkommen eines Individuums sichernden Einflüsse, vgl. dazu H. MOHR, Leiden und Sterben als Faktoren der Evolution, in: W. BÖHME (Hg.), Das Übel in der Evolution und die Güte Gottes (Herrenalber Texte 44), Karlsruhe 1983, 13 f.

<sup>13</sup> Vgl. Anm. 3.

<sup>14</sup> DERS., *Origin* sixth edition a.a.O. (Anm. 8), 68.

<sup>15</sup> E. MAYR, *Artbegriff und Evolution*, Hamburg/Berlin 1967, 168.

<sup>16</sup> Nach Mayr war schon in den vierziger Jahren dieser Mechanismus so reichlich dokumentiert, dass „kein Zweifel mehr daran bestehen konnte, daß die geographische Artbildung ein wichtiger und vermutlich der vorherrschende Speziationsmodus bei den Tieren ist“ (E. MAYR, *Entwicklung* a.a.O. [Anm. 2], 483). Vor allem in stark wachsenden kleineren Populationen hat ein neumutiertes Allel größere Chancen sich auszubreiten und durchzusetzen, Mayr prägte dafür den Ausdruck ‚Gründerpopulationen‘. Die um die dargestellten Einsichten der Molekulargenetik und des Populationskonzepts angereicherte sogenannte *synthetische Theorie der Evolution* stellt heute den Kern der *communis opinio* der Evolutionsbiologie dar. Den Beginn der synthetischen Theorie markiert T. DOBZHANSKY, *Genetics and the Origin of Species*, New York 1937. Als weiterer Begründer gilt J. HUXLEY, der ihr auch den Namen gab: *The Evolution. The modern synthesis*, London 1942 (<sup>2</sup>1963). Vgl. auch die Darstellung bei E. MAYR, der selbst zu den Gründungsvätern der synthetischen Theorie gehört, a.a.O., 430 ff., bes. 454 ff.

<sup>17</sup> Einige Theorien vermuten einen gewaltigen Meteoriteneinschlag mit verheerenden Folgewirkungen: eine gewaltige Flutwelle, ein drastisches Sinken der Temperatur und ihr anschlie-

zenarten führte, darunter den Dinosauriern. Dadurch wurde erst die beschleunigte Entwicklung der Säugetiere möglich, die sich den veränderten Bedingungen zumindest in kleinen, sich schnell entwickelnden Populationen anpassten, in den nun freien, ehemals von den Großreptilien dominierten Lebensraum vordringen konnten und sich zu den vorherrschenden Landtieren entwickelten.

Zu den bisher genannten Faktoren einer für den Organismus extern induzierten Selektion tritt außerdem zunehmend die Einsicht, dass sie durch *interne Faktoren* ergänzt werden muss, die man als „Systembedingungen der Evolution“<sup>18</sup> bezeichnen kann.<sup>19</sup> Zum einen wirken die „Konstruktions- und Funktionsbedingungen des Organismus ... selbst als limitierende und ‚kanalisierende‘ Faktoren auf die Evolution“<sup>20</sup>, zum anderen ist jeder Organismus eingebettet in ein größeres Ökosystem, das sich durch komplexe Rückkoppelungen aufbaut, deren Zusammenspiel einem eigenen, vornehmlich inneren Selektionsdruck unterliegt und eigene Dynamiken entwickelt. Durch diese erweiterte, einen strikten Adaptionismus hinter sich lassende Sicht einer systemischen Evolution können einige Phänomene der Makroevolution besser verständlich gemacht werden wie z.B. orthogenetische Trends, das heißt langfristige, gerichtete Entwicklungslinien, die auf innere Gesetzmäßigkeiten und interne Selektionsdrücke zurückgeführt werden. Zugleich wird dadurch die Möglichkeit, dass evolutionäre Entwicklungen in Sackgassen geraten können, verständlich.

Insgesamt hat sich gegenüber der Sicht zum Ende des letzten Jahrhunderts deutlicher herausgestellt, dass sich im Laufe der Evolution die Bedingungen weiterer Evolution allererst ausbilden. Die Evolution gehorcht nicht ewigen Gesetzen, sie schafft sich sozusagen ihre eigenen, mitunter kontingenten Voraussetzungen, die dann in der Folge unverzichtbar werden. Damit wurde deutlich, dass die Evolution als ein Prozess beschrieben werden muss, der „sich selbst die Bedingungen

---

bender starker Anstieg durch den Treibhauseffekt sowie weitere atmosphärische Veränderungen, vgl. R. VAAS, Der Killerkrater, Naturwissenschaftliche Rundschau 45 (1992), 448–451.

<sup>18</sup> R. RIEDL, Die Ordnung des Lebendigen. Systembedingungen der Evolution, Hamburg/Berlin 1975. Vgl. auch F. WUKETTITS, a.a.O. (Anm. 2), 109–119; 127–156.

<sup>19</sup> Hier setzt die sogenannte *Kritische Evolutionstheorie* an, wie sie in Frankfurt vor allem von F.W. GUTMANN und seiner Arbeitsgruppe im Senckenberger Forschungszentrum entwickelt wurde. Im Zentrum dieser Interpretation der Evolutionsvorgänge steht die Sicht der Organismen als Energiewandler, die als energie- und materialzehrende Systeme sich selbst und ihre Nachkommen aufbauen. Damit soll vor allem die Anpassungsvorstellung des Darwinismus kritisiert und bewusst in ihr Gegenteil gekehrt werden: Nicht die Umwelt formt den Organismus, sondern er selbst bestimmt durch seine einschränkende Konstruktionsbedingungen unterliegende Funktionalität die Evolution. Vgl. die Darstellung bei F. WUKETTITS, a.a.O. (Anm. 2), 120–126 und die kritische, von der Theologie her geführte Auseinandersetzung bei U. KÖRTNER, Schöpfung und Autopoiesis. Zur Auseinandersetzung der Theologie mit dem Programm der Kritischen Evolutionstheorie, in: K. STOCK (Hg.), Zeit und Schöpfung (Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie Bd.12), Gütersloh 1997, 114–142.

<sup>20</sup> F. WUKETTITS, a.a.O. (Anm. 2), 119.

seiner eigenen Möglichkeit schafft“<sup>21</sup>, damit zugleich aber auch die eines partiellen Scheiterns.

Die beiden als Bedingungen ihrer Möglichkeit zu verstehenden Grundprinzipien der Evolution, *Variabilität* und *Selektion*, stellen so auch die Quelle und den Ursprung des mannigfachen *physischen Leidens der belebten Natur* dar. Fassen wir diesen Befund übersichtsartig zusammen, so ergibt sich die folgende Aufstellung:

### 1. Zum Prinzip der Variabilität

- Zu den Grundlagen der Evolution des Lebens auf unserem Planeten gehört die Variabilität der Nachkommen, die durch Mutationen des Erbguts erzeugt wird. Diese Mutationen erfolgen ungerichtet und führen wegen der über lange Zeiträume entwickelten Kohärenz des Erbguts in den meisten Fällen zu *genetisch bedingten Defekten* bis hin zu Missbildungen, Erbkrankheiten u.ä. Beim Menschen hat die Entwicklung der Medizin dazu geführt, dass ursprünglich letale Defektmutanten (z.B. der juvenile Diabetes melitus, der vor der Entdeckung des Insulins in der Regel tödlich war) überleben und sich fortpflanzen können. Im humanen Genpool reichern sich deshalb genetische Defekt verstärkt an, mit denen die medizinische Therapie konfrontiert wird.
- Zu den Grundlagen der Evolution der höheren Lebewesen auf unserem Planeten gehört, dass die Elterngeneration Platz macht für die Nachkommen. Der *Alterstod* des einzelnen Individuums ist wahrscheinlich genetisch programmiert und erscheint als *conditio sine qua non* für die evolutionäre Entwicklung überhaupt.
- Zu den Grundlagen der Evolution des Lebens auf unserem Planeten gehört, dass sie nur Vorhandenes verändern und weiterentwickeln kann. Alle Lebewesen sind immer *nur relativ angepasst* und leiden z.B. unter hinderlichen Rudimenten, Atavismen u.ä.<sup>22</sup> Deshalb können sie oft Veränderungen ihrer Lebensbedingungen nur schlecht folgen oder dem Konkurrenzdruck anderer Arten standhalten. Daraus erklären sich die Sackgassen der Evolution und die Tatsache, dass „99,999 % aller Evolutionslinien wieder ausgestorben sind“, weil „die innere Kohärenz des Genotyps sie daran hinderte, neue, plötzlich gestellte Anforderungen der Umwelt rasch und im Sinn einer Anpassung zu beantworten“<sup>23</sup>. Auch der Stammestod des Menschen ist eine nicht auszu-schließende Möglichkeit.

### 2. Zum Prinzip der Selektion

- Zu den Grundlagen der Evolution des Lebens auf unserem Planeten gehört die *Konkurrenz* der Individuen einer Art und der Arten untereinander. Der Nachkommenüberschuss und die Begrenztheit des Lebensraumes und der Ressourcen führen dazu, dass Selektionsvorgänge einsetzen. Dabei werden weniger überlebenstaugliche Individuen oder auch ganze Arten verdrängt oder vernichtet.

<sup>21</sup> N. LUHMANN, *Geschichte als Prozeß und die Theorie sozio-kultureller Evolution*, in: K.-G. FABER/C. MEIER (Hgg.), *Historische Prozesse*, Stuttgart 1978, 417.

<sup>22</sup> Für Beispiele vgl. H. MOHR, a.a.O. (Anm. 12), 20.

<sup>23</sup> E. MAYR, zitiert nach H. MOHR, a.a.O. (Anm. 12), 19.

- Die Evolution ist deshalb dadurch bestimmt, dass *Leben auf Kosten von anderem Leben* existiert. Es entstanden durch den Prozess der evolutionären Auslese auch Raubtiere, Schädlinge und Krankheitserreger.
- Zudem werden nicht nur, aber auch *aggressive Verhaltensweisen* gegen Konkurrenten, vor allem aber gegen Feinde gefördert. Hier hat der Aggressionstrieb des Menschen hier seine natürlichen Wurzeln.<sup>24</sup>
- Die Evolution des Lebens auf unserem Planeten ist an wesentlichen Punkten stark geprägt und beeinflusst von *katastrophischen Ereignissen*, die zum Aussterben ganzer Stämme von Lebewesen führten, durch die allererst andere Lebensformen Lebensraum fanden. Die Entwicklung hin zum Menschen wäre ohne globale Katastrophen wohl unmöglich gewesen.

### III.

Wenn dieser evolutionstheoretische Befund richtig ist, dann sind vor seinem Hintergrund vor allem zwei theologische Fragen neu zu bedenken: 1) In welcher Beziehung steht das Werden der Lebewesen zum Schöpfersein Gottes? 2) Haben die Einsichten der Evolutionstheorie Konsequenzen für das Verständnis des moralischen Übels? Wir wollen beide Fragen kurz entfalten, um dann Grundlinien einer theologischen Antwort zu formulieren.

Wenn der traditionelle Begriff eines herstellenden Handelns Gottes bei der Schöpfung problematisch ist, dann legt sich zunächst die Alternative nahe, dass Gott zur Ausführung seiner Schöpfungsabsicht die Evolution geschaffen hat und durch sie als Schöpfer wirksam war und noch ist. Dann ist Gott selbst aber involviert in die negativen und leidvollen Seiten der Evolution der Lebewesen auf unserem Planeten, die sich auf keine widergöttlichen, moralischen Ursprünge zurückführen lassen. Hat er sie als solche intendiert? Und wenn er seine Schöpfungsabsicht ohne jede erkennbare Rücksicht auf das Leid der Kreatur vollzieht, läuft das nicht „auf eine Kritik der Evolution als eines Gottes unwürdigen Werkzeugs zur Erschaffung der Artenvielfalt einschließlich des Menschen hinaus“<sup>25</sup>? Ist dann der kosmologische Schluss von der Ordnung der Schöpfung auf einen sie geordnet habenden gütigen Schöpfer nicht dahingehend falsifiziert, dass die offensichtliche Gleichgültigkeit der Natur gegen das Leid ihrer Geschöpfe nicht anders verstanden werden kann, als dass hier eben kein gütiger Vater am Werk gewesen sein kann, sondern sich die Schöpfung als eine Selbstbewegung der Natur darstellt? Müssen wir nicht, wie Friedrich Nietzsche dieses Anliegen formulierte, die „Unschuld des Werdens“<sup>26</sup> wiederherstellen, um der Faktizität des Leidens gerecht zu werden?

<sup>24</sup> Einschlägig ist hier immer noch K. LORENZ, *Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression*, Wien <sup>29</sup>1971.

<sup>25</sup> A. KREINER, *Gott im Leid* (QD 168), Freiburg/Basel/Wien 1997, 386.

<sup>26</sup> F. NIETZSCHE, *Götzen-Dämmerung* (1889), in: G. COLLI/M. MONTINARI (Hgg.), *Nietzsche Werke*, KGA VI/3, Berlin 1969, 90.



Überhaupt hat Nietzsche nur 30 Jahre nach Darwin diese Frage als Herausforderung an das Christentum konsequent entwickelt.<sup>27</sup> Wenn das Werden der Natur sich nicht als die Folge einer Absicht oder eines gütigen Willens darstellt, dann „gibt [es] Nichts, was unser Sein richten, messen, vergleichen, verurtheilen könnte, denn dass hiesse das Ganze richten, messen, vergleichen, verurtheilen“. Während für Leibniz noch der die Fülle der Möglichkeiten kalkulierende und nach ihrer Güte beurteilende, göttliche Verstand dem Ganzen der Welt vorhergeht, gilt für Nietzsche: „es gibt Nichts außer dem Ganzen!“<sup>28</sup> Es gilt vielmehr, die Natur nicht mehr nach den Kriterien von gut und böse, von Schuld und Strafe auszulegen, sondern ihre ganze Unerbittlichkeit und Härte, damit aber auch ihre Reinheit und Unschuld zurückzugewinnen. „Daß Niemand mehr verantwortlich gemacht wird ..., dies erst ist die grosse Befreiung, – damit erst ist die Unschuld des Werdens wieder hergestellt“<sup>29</sup>. Bis dahin gilt, dass ein der Welt als ihr gütiger Schöpfer gegenüber stehender Gott als „der größte Einwand gegen das Dasein“ zu betrachten ist: Erst mit der Leugnung Gottes „erlösen wir die Welt“<sup>30</sup>.

Die zweite Frage hängt mit dieser ersten eng zusammen und betrifft den schon von Leibniz herausgestellten Begründungszusammenhang von moralischem und physischem Übel, der sich in sein Gegenteil zu kehren scheint, wenn sich herausstellt, dass der Kampf ums Dasein die alles Leben bestimmende Wirklichkeit ist, so dass „alles, wofür die Menschen, wenn sie es sich gegenseitig antun, gehängt oder ins Gefängnis geworfen werden, ... die Natur so gut wie alle Tage tut“<sup>31</sup>. Rechtfertigt nicht das physische Übel das moralische? Ist nicht etwa der Aggressionstrieb des Menschen nur als das „sogenannte Böse“<sup>32</sup> anzusprechen? Oder noch einmal mit Worten Nietzsches: „Wozu überhaupt Moral, wenn Leben, Natur, Geschichte ‚unmoralisch‘ sind?“<sup>33</sup> Schon der frühe Sozialdarwinismus hatte genau diese Konsequenz gezogen, den Daseinskampf bis in die menschliche Gesellschaft ausgeweitet und als Fazit festgehalten, dass „die einzige Lehre, die der Mensch aus der Natur schöpfen kann, die Lehre vom Bösen“<sup>34</sup> ist.

<sup>27</sup> Nietzsche allerdings beurteilt Darwins „Kampf um's Leben“ negativ, da er „die Nothlage“ als den Normalfall betrachte und nicht „die Üppigkeit“ des Lebens: „wo gekämpft wird, kämpft man um *Macht*“ (a.a.O., 114).

<sup>28</sup> A.a.O., 90.

<sup>29</sup> A.a.O., 90 f.

<sup>30</sup> A.a.O., 91.

<sup>31</sup> J.S. MILL, *Drei Essays über Religion*, Stuttgart 1984, 30.

<sup>32</sup> Vgl. Anm. 24.

<sup>33</sup> F. NIETZSCHE, *Die fröhliche Wissenschaft*, in: G. COLLI/M. MONTINARI (Hgg.), *Nietzsche Werke*, KGA V/2, Berlin/New York 1973, 576 f.

<sup>34</sup> T.H. HUXLEY, *The Struggle for Existence in Human Society* (1888), zit. nach C. VOGEL, *Vom Töten zum Mord. Das wirkliche Böse in der Evolutionsgeschichte*, München/Wien 1989, 10.

## IV.

Wenn die Theologie versucht, Antworten auf diese Fragen zu formulieren, wird sie gut daran tun, zunächst einige *Grundsätze* in Bezug auf das christliche Verständnis des Leidens herauszustellen.

1. Die Faktizität des Leidens der Kreatur, so bleibt festzuhalten, ist unhintergebar. Es kann zwar – in Grenzen – erklärt werden. Doch *erklären* heißt hier nicht mehr als relative Gründe, Ursachen und Bedingungen für sein Vorhandensein und seine konkreten Ausprägungen anzugeben. Die sich angesichts des Leidens aufdrängende Warum-Frage lässt sich weltlich und auf der Ebene der Phänomene nur beantworten durch den – eben nicht auf letzte Gründe führenden – Hinweis auf umfassendere weltliche Zusammenhänge. Ein wie auch immer gearteter *Sinn* wird ihm durch die Einordnung in naturgesetzliche und naturgeschichtliche Zusammenhänge jedoch nicht verliehen. Leiden lässt sich nicht *verstehen*, keine Erklärung seiner Gründe, Bedingungen und Auswirkungen wäre dafür hinreichend.<sup>35</sup>

2. Bei der Bewältigung des Leidens geht es vielmehr um den konkreten *Umgang* mit dem Leiden, dem die Kreatur unterworfen ist. Dieser lässt sich nicht aus den relativen Erklärungen des Leidens ableiten. Er lässt sich aber von den Bedingungen und Grenzen menschlichen und geschöpflichen Lebens mit anleiten, um handlungsrelevante Verstehens- und Sinnhorizonte zu gewinnen. Jede Deutung von Leiden bewegt sich so in einem Raum von Alternativen, zwischen denen nicht allein aufgrund von Rationalitätskriterien entschieden werden kann. Nur im konkreten Umgang mit dem Leiden kann sich zeigen, ob eine abstrakte Deutung hier standhält oder nicht. Und sie ist deshalb auch immer nur als eine je und je neu zu gewinnende Deutung zu haben.

3. Wenn die Theologie die Theodizeefrage trotz dieser Aporien nicht einfach sitiert, sondern ernst nimmt, dann ist es ihr um das *Selbst-, Welt- und Gottesverständnis des Menschen* zu tun. Sie nimmt sie zuallererst darin ernst, dass sie abstrakte metaphysische Stilisierung und naturwissenschaftliche Bagatellisierung gleichermaßen kritisiert und dagegen das Zusammensein Gottes mit seiner Kreatur herausstellt, wie es sich in der Geschichte Jesu Christi auslegt, in der Gott in die Wirklichkeit der Welt und ihres Leidens eingegangen ist. So können *Kriterien* gewonnen werden zur Unterscheidung von zumutbarem und abwendbarem Leiden, in die die Analyse der Ursachen und der möglichen Bekämpfung des Übels mit eingeht, wohl wissend, dass eine gründliche Vermeidung und Ausrottung des Leidens weder möglich noch als regulative Idee des Handelns anzusetzen ist.

4. Es gibt also keine christliche Rechtfertigung des Leidens, wohl aber einen *christlichen Umgang mit dem Leiden*. Dieser besteht darin, das Leiden weder wegzure-

<sup>35</sup> Vgl. E. JÜNGEL, Vom christlichen Verständnis des Leidens, in: *Ausgewählte Texte*. Türen öffnen (3. Landeskirchentag Schmalkalden, 1.–3. September 1995), hg. v. Amt für kirchl. Dienste der Evang. Kirche von Kurhessen-Waldeck, Kassel 1995, 13–32.

den noch sich ihm einfach zu ergeben oder es gar zu suchen, sondern es in seiner konkreten Form anzunehmen und auszuhalten, wo es um Gottes oder der Mitmenschen willen oder aus Gründen der Selbstachtung sich nahe legt, oder sich in aller Entschiedenheit dagegen zu stellen, wo dies aus denselben Gründen geboten ist. Letzteres kann im Hinsehen, Hingehen und Aushalten, aber mitunter auch im Erschrecken und Verstummen oder im verzweifeln und zornigen Klagen im Gegenüber zu Gott geschehen. Dann ist Gott in Anspruch genommen weder als der das Leiden Rechtfertigende noch als der letzte Einwand gegen das Dasein, sondern als die Rechtfertigung des Daseins und die Kritik des Leidens, der die Schöpfung durch seine Treue erhält, rettet und einst vollendet.

## V.

Wenn wir nun diese Grundsätze gegenüber den durch die Evolutionstheorie aufgewiesenen Leidens- und Todeszusammenhängen zur Geltung bringen wollen, so hat dies zunächst Konsequenzen für das *Verständnis Gottes als Schöpfer*. Gegen Leibniz' Konzept der präexistenten möglichen Welten, die im Verstand Gottes subsistieren und aus denen der Schöpfer den Plan für die wirkliche Welt auswählt und diesem dann Wirklichkeit verleiht, ist festzuhalten, dass die Schöpfung in keiner Weise die Signatur eines in die Tat umgesetzten Entwurfes zeigt. Vielmehr gilt, dass sich ihre Gesetzmäßigkeiten, Zusammenhänge und Gestalten aus ihr selbst und ihrer Entwicklung heraus gebildet haben. Ihre Ordnung ist ein relativer Gleichgewichtszustand, der sich aus den Anfangsbedingungen und den sukzessive sich aufbauenden Randbedingungen im Verlauf des Prozesses selbst eingestellt hat. Alle organisierten, lebenden Gestalten des Kosmos sind nicht in Analogie zum menschlichen handwerklichen Handeln in ihrer fertigen Form durch Gott hergestellt, sondern durch das sich vollziehende Geschehen des Kosmos *entstanden*. Das Geschehen der Schöpfung ist nicht ein von vornherein in allen Einzelheiten festgelegter Prozess, sondern ein sich fortspinnendes, immer neu an sich selbst anknüpfendes und eben darin überaus schöpferisches, ja spielerisches Geschehen.<sup>36</sup>

In der Einsicht, dass die Schöpfung nur an sich selbst, an das, was schon existiert, anknüpfen kann, liegt der erste Grund für Übel, Schmerz und Tod der Kreatur. Sie sind nicht durch die moralische Schuld des Menschen in die Welt gekommen und nicht als Defekt einer ursprünglich von ihnen unversehrten Schöpfung anzusehen, sondern gehören zur Eigenart der im Zusammensein und im Gegenüber zu Gott selbständig entstandenen, endlichen Geschöpfe.<sup>37</sup> Kann die Speku-

<sup>36</sup> Vgl. M. EIGEN/R. WINKLER, *Das Spiel*, München 1990.

<sup>37</sup> Schon P. TEILHARD DE CHARDIN hat vorsichtig versucht, die Bedeutung des Übels im Rahmen einer evolutionären Weltansicht theologisch zu deuten. Unter der Überschrift „Einige Bemerkungen über den Rang und die Rolle des Bösen in einer evolutionären Welt“ wehrt er sich gegen den Vorwurf, seine Weltansicht sei von naivem Optimismus geprägt (*Der Mensch im Kosmos*, München 1959, 308 ff.). Er differenziert dann das weltlich vorfindliche Böse vierfach: 1. Das „*Übel der Unordnung und des Misserfolgs*“ (a. a. O., 308), das sich aus dem Gesetz der

lation der Vernunft auch nicht ausdenken, welche möglichen Alternativen der Lebensentstehung es gegeben hätte – so viel lässt sich vielleicht vermuten, dass ein die Gestalten der Schöpfung aus dem Nichts herstellendes göttliches Handeln nicht zu dieser Selbständigkeit, Fülle und Offenheit der Geschöpfe geführt hätte.<sup>38</sup> Ob und inwiefern Leiden, Übel und Tod dabei in der Schöpfung vermeidbar oder auch nur reduzierbar gewesen wären, muss für die Naturgeschichte offen bleiben. Sie gehören als Signatur der Endlichkeit jedenfalls insofern auch zur guten Schöpfung, als sie die dunkle Seite des sich in der Evolution in überbordender Fülle zeigenden Lebenswillens der Kreatur ist.

Der die Selbständigkeit der geschöpflichen Prozesse während Beziehung Gottes zu seiner Schöpfung entspricht die *Eigenart seiner Geschöpfe*. Die Gestalten der Schöpfung sind nicht Ausdruck eines ihnen übergeordneten Projekts oder auf einen ihnen äußeren Zweck hin konstruiert, sondern um ihrer selbst willen da. Leben jedenfalls ist auch bei vorsichtiger naturwissenschaftlicher Betrachtung gegenüber unbelebten materiellen Gebilden ausgezeichnet durch eine entschiedene Ungleichgültigkeit gegen sich selbst. „Leben ist Selbstzweck, d.h. aktiv sich wolender und verfolgender Zweck“<sup>39</sup>. Im Phänomen des Lebens zeigt sich der fortgesetzte Bezug Gottes zu seiner Kreatur darin, dass das Leben sich selbst bejaht, so

---

großen Zahlen speist: Viele missglückte und vergebliche Versuche sind notwendig, um einen einzigen Erfolg hervorzubringen. 2. „Der Zerfall“ (a.a.O., 309): Eine Generation muss der nächsten Platz machen in der Folge der Individuen. 3. Das „Übel der Einsamkeit und der Angst“ (ebd.), das nur dem Menschen bekannt ist. 4. Das „Übel des Wachstums“ (ebd.), das daher rührt, dass, wie jede Geburt mit Wehen, so auch jeder Fortschritt mit Arbeit und Anstrengung verbunden ist. Erscheint die Evolution aus großer Höhe, also in ihren großen Entwicklungslinien betrachtet, als der sichere und harmonische Aufstieg des Menschen, so enthüllt sich doch der Kosmos bei näherem Hinschauen als einer, „der das Böse ... notwendig in dem Kielwasser seiner Evolution nach sich zieht“ (a.a.O., 310). Ein Universum, das zum Bewusstsein seiner selbst gelangt, ist notwendigerweise „ein Universum der Mühsal, ein Universum der Sünde, ein Universum des Leidens“ (ebd.). Deshalb bezeichnet Teilhard Schmerz und Schuld, Tränen und Blut als „Nebenprodukte, von der Noogenese während ihres Wirkens erzeugt“ (ebd.).

<sup>38</sup> W. PANNENBERG will schon „die Selbständigkeit, zu der das Geschöpf geschaffen wurde“, als „den Grund der Möglichkeit des Bösen“ bestimmen: „Im Übergang von der gottgegebenen Selbständigkeit zur Verselbständigung liegt die Quelle des Leidens der Geschöpfe ebenso wie auch des Bösen ...“ (Systematische Theologie Bd.2, Göttingen 1991, 199). Pannenberg identifiziert mit seiner These, dass die „Verselbständigung der Geschöpfe ... sich ... auf der aufsteigenden Linie der Lebensformen“ anbahnt und „einen Höhepunkt in der Sünde des Menschen“ erreicht (a.a.O., 200) gewissermaßen ein moralisches Übel schon in der vorhumanen, belebten Schöpfung. Als wenig plausibel ist seine naturphilosophische Interpretation dieser These anzusehen, der gemäß die für den evolutionären Prozess konstitutive kosmische Entropiezunahme, die die *Voraussetzung* und Bedingung der Möglichkeit von lebenden Systemen darstellt (vgl. dazu D. EVERS, Raum-Materie-Zeit. Schöpfungstheologie im Dialog mit naturwissenschaftlicher Kosmologie, Tübingen 2000, 309 ff. und 336 ff.), als *Folge* dieser schöpfungswidrigen Tendenz schon der vormenschlichen Geschöpfe zu sehen ist, die „durch ihre Verselbständigung dem Schicksal der Entropie anheimfallen“, die wiederum „in die Erstarrung der lebendigen Systeme durch Alterung und Tod“ (W. PANNENBERG, a.a.O., 199) mündet.

<sup>39</sup> H. JONAS, Materie, Geist und Schöpfung, Frankfurt a.M. 1988, 22 f.

wie Gott seine Schöpfung bejaht. Im Blick auf das Dasein und Sosein seiner Geschöpfe ist Gott nicht als ihr Erzeuger oder Hersteller zu preisen, sondern als die Quelle, der Grund dieser Fülle von Möglichkeiten.

Es geht deshalb auch nicht an, die negativen und dunklen Seiten der Schöpfung einseitig herauszustellen und in ihnen den alleinigen Grundzug geschöpflichen Lebens zu sehen. Selbst darin, dass alles Leben auf Kosten anderen Lebens lebt, wird noch deutlich, dass das Leben damit zugleich sich selbst und auch seine Fülle bejaht, wie dies sich etwa im Phänomen des Generationenwechsels zeigt. Keine Lebensform hätte entstehen und auf Dauer existieren können, wenn sie sich rücksichtslos und hemmungslos durchgesetzt hätte. Die symbiotische, kreative, mitunter geradezu spielerische Differenzierung und Ausgestaltung der Lebensformen in ökologischen Gemeinschaften, die ganze Offenheit, Fülle und Vielfalt der Geschöpfe bildet die andere, helle Seite der Geschichte des Lebens auf unserem Planeten.<sup>40</sup>

Ohne das Leiden der Kreatur leichtfertig zu überspielen, wird man dies sagen können, dass für die nichtmenschliche Kreatur beide Seiten der Schöpfung untrennbar ineinander liegen. Die Grundlinien der Evolution tragen jedenfalls diese Einsicht bei, dass in vorhumanen Zusammenhängen ‚gut‘ und ‚böse‘ „zunächst nicht in kontradiktorischen, sondern nur in konträren Gegensätzen stehen, wie es den Grundbedingungen ihres Entstehens ja auch entspricht“<sup>41</sup>. Ein über den physischen Schmerz hinausgehendes, den Sinn des Daseins und der eigenen Existenz als solcher in Frage stellendes Leiden<sup>42</sup> ist wohl nur für den Menschen anzunehmen, der zu sich selbst in Distanz treten kann.<sup>43</sup>

Damit sind wir bei unserer zweiten Frage nach dem *Zusammenhang des natürlichen Übels mit der moralischen Verantwortung des Menschen* angelangt. Zunächst gilt es festzuhalten, dass man aus dem Phänomen der Evolution des Lebens die Einsicht gewinnen kann, dass in dieser Welt mit ihren immer im Fluss befindlichen und sich ändernden Daseinsbedingungen die Fähigkeit zur Änderung des Verhal-

<sup>40</sup> In dieser Spannung zwischen der Unvermeidbarkeit, dass Leben auf Kosten anderen Lebens entsteht und existiert, einerseits und der Einsicht in das Daseinsrecht und die in seiner bloßen Existenz begründeten Würde der Kreatur andererseits wäre eine christlichen Tierethik zu verorten, vgl. zur Einführung M. HONECKER, Grundriß der Sozialethik, Berlin/New York 1995, 268–275 (Das Tier als Thema der Ethik).

<sup>41</sup> E. WOLFEL, Ethik im Kontext eines evolutionären Weltbildes, in: M. EVANG/H. MERKLEIN/M. WOLTER (Hgg.), Eschatologie und Schöpfung (FS für Erich Gräßer zum siebzigsten Geburtstag), Berlin/New York 1997, 400.

<sup>42</sup> J. HICKS hat nicht ohne Gründe zwischen tierischem „pain“ und menschlichem „suffering“ unterschieden: *Evil and the god of love*, New York/Hagerston/San Francisco/London <sup>2</sup>1978, 292–336.

<sup>43</sup> Die vormenschliche Schöpfung ist mit sich und ihren natürlichen Lebensbedingungen in Einklang, weil sie keine Distanz hat zu sich selbst aufbauen kann. Schmerz der Kreatur in der Form von Apathie und einem darin unbewusst erfahrenen krassen Missverhältnis von natürlicher Anlage und Lebensbedingungen wird in großem Ausmaß wohl vor allem durch die Tierhaltung des Menschen und die vom Menschen ausgehenden ökologischen Probleme hervorgerufen.

tens bei sich ändernden Gegebenheiten schon zur Grundvoraussetzung der Existerhaltung der Organismen überhaupt gehört. Beim Menschen als dem Lebewesen, das nicht auf strenge, instinktive Verhaltensmuster festgelegt ist, sondern sein Handeln durch seinen Willen bestimmen kann (mitunter auch gegen Erfordernisse des Überlebens bis hin zu Entscheidungen für eine zölibatäre Lebensweise oder gar zur eigenen Lebensvernichtung im Suizid), bedeutet dies, dass er zur Bestimmung dessen, was sein Handeln im Guten und im Bösen leiten soll, nicht an eine vorgeordnete Natur, sondern an sich selbst verwiesen ist. Das operative Setzen von Handlungsnormen ist für den Menschen unhintergebar. Dass es sinnvoll ist, in entsprechende Kalküle auch Freiräume für triebhaft induziertes Handeln einzubauen und die Konstitutionsbedingungen und daraus erwachsenden Grenzen menschlichen Handelns in angemessener Form zu berücksichtigen, ist dann eine Frage der Konkretisierung und Sachgemäßheit der zu entwickelnden Maximen. Jedenfalls geht es nicht an, aus den Bedingungen und Grundzügen der Evolution direkt Handlungsnormen abzuleiten.

Das Werden der Geschöpfe im Verständnis der Evolution, so sahen wir, widersetzt sich einer teleologischen Deutung. Die mit ihr entstandenen Strukturen, Ordnungen und Organismen sind kein Projekt, das von außen auferlegten Prinzipien und Maßgaben gehorcht, kein in die Tat umgesetzter souveräner Entwurf, sondern eine Eigenbewegung der materiellen Wirklichkeit in einer besonderen kosmischen Nische, in der sich durch Energieflüsse und Symmetriebrechen selbstorganisierte Ordnungszustände einstellen und sich in einem langen Prozess aus einfachen Anfängen eine Fülle komplexer Gestalten ausbilden.<sup>44</sup> Erst mit der kulturellen Evolution des Menschen, die sich von der biologischen absetzt, kommt die Frage *Wozu?* in die Welt. Die Evolution zeigt, dass dem Menschen seine Selbstdeutung und Sinnbestimmung mit der Faktizität seiner Existenz und mit der Einsicht in ihre Entstehungsbedingungen nicht schon vorgegeben, sondern allererst aufgegeben ist.

Mit der Evolution und dem sie begründenden Prinzip der Selektion und des Überlebens des Tüchtigeren ist deshalb eine rücksichtslose Selbstverwirklichung des Menschen keineswegs legitimiert. Eine die Evolutionstheorie als Bedingung der Entwicklung des Lebens auf unserem Planeten ernst nehmende Ethik kann und muss sich durchaus auch als „antiselektionistischer Protest“<sup>45</sup> gestalten, die zugunsten der Fülle und Förderung des Lebens optiert. Ist kein übergeordnetes Projekt der Schöpfung rekonstruierbar, dann kommt uns als endlichen und mit relativer Freiheit und Autonomie begabten Geschöpfen gerade die *Würde* zu, mehr und anderes zu sein als Mittel zum Zweck. Der Glaube sieht dieser Begabung des Menschen – noch bevor sie ihm zur Aufgabe wird – einen Indikativ dadurch vorgege-

<sup>44</sup> Vgl. D. EVERS, a.a.O. (Anm. 38), 319 ff.

<sup>45</sup> G. THEISSEN, *Evolutionäre Religionstheorie und biblische Hermeneutik*, WzM 37 (1985), 116 u.ö. Schon 1893 hatte T.H. HUXLEY herausgestellt: „Wir sollten erkennen, und zwar ein für allemal, daß der ethische Fortschritt der Gesellschaft nicht von der Nachahmung des kosmischen Prozesses und noch weniger von der Flucht vor ihm, sondern vom Kampf gegen ihn abhängt“ (Evolution and Ethics. The Romanes Lectures 1893, zitiert nach C. VOGEL, a.a.O. (Anm. 34), 127).

ben, dass jeder Mensch „eine von Gott definitiv anerkannte Person ist“<sup>46</sup> und also in der Gottesgewissheit die ihn tragende und gestaltende Mitte finden kann und soll.

Dies hat unmittelbare Relevanz für das Selbstverständnis des Menschen heute, schickt er sich doch an, im Rahmen des Genom-Projekts auf seine evolutionären Wurzeln, auf die genetische Substanz selbst zuzugreifen. Wenn aber jede feststehende Auslegung des Menschen durch natürliche Vorgaben unverbindlich bleibt, dann kann die Leerstelle eines sich selbst entwerfenden Menschen ohne Eigenschaften entstehen, die die neue Anthropotechnik auszufüllen sich anbietet. Es steht zu vermuten, dass der Mensch unter dem Druck der naheliegendsten Bedürfnisse und Interessen das aufgrund seiner evolutionären Entstehung so mangelbehaftete Leben zu optimieren versucht und die willentliche Planung an die Stelle des Zufalls der natürlichen Geburt setzt. Zeigt die Natur schon keinen Planer und Architekten, so entwirft sich der Mensch nun selbst als sein eigenes Projekt. Dabei potenziert sich die Gefahr zu vergessen, dass der Mensch sich immer schon anderem verdankt und sich, gerade wenn er sich über nichts anderes bestimmt als über das, was er aus sich machen kann, auch verlieren kann. Nach allem, was wir über die Evolution und die vielfältigen Interdependenzen und Kohärenzen zwischen Genen, Individuen und Gemeinschaften wissen, ist schon rein weltlich die Umwandlung der biologischen Konstitution des Menschen in ein zu gestaltendes Projekt höchst problematisch. Die noch recht junge Disziplin der Evolutionsmedizin zeigt jedenfalls, dass naive Optimierungsversuche oft ungeahnte negative Auswirkungen haben können und die Annahme von Schmerzen, Krankheit und Alter mit zur Gesundheit des Menschen gehören kann.<sup>47</sup>

Spätestens aber bei jeder Unterscheidung von mehr oder weniger lebenswertem menschlichem Leben wird der christliche Glaube zu bedenken geben, dass die Annahme der Begrenztheit und der Unvollkommenheit des organischen Lebens Element unserer Menschenwürde ist. Auch und gerade in den uns konstituierenden sozialen Kontexten fordern uns z.B. Menschen, die nicht in der Fülle des Lebens stehen wie Kleinkinder, altersschwache Menschen oder Behinderte, heraus, nach der Grundlage unserer eigenen Würde zu fragen, so dass sie „das Beste im Menschen, ... den eigentlichen Grund seiner Selbstachtung“ herausfordern und „auf diese Weise durch ihr Nehmen“ mehr „geben ... als sie bekommen“<sup>48</sup>. Die Einsicht in die Offenheit und Unverfügbarkeit der Evolution mit ihrer überbordenden, sich letzter Vernunftgründe widersetzenen Fülle sollte uns gerade dazu führen, dass wir die Endlichkeit und Kontingenz unserer Existenz und unserer Welt als uns wohlthuende und zugute kommende Begrenzung verstehen und annehmen können, erkennen wir uns doch gerade als die durch die Gabe der Freiheit und Weltoffenheit nicht nur besonders Gefährdeten, sondern auch als die besonders Beschenkten.

<sup>46</sup> E. JÜNGEL, *Meine Zeit steht in deinen Händen* (Psalm 31,16), in: DERS., *Indikative der Gnade – Imperative der Freiheit* (Theologische Erörterungen IV), Tübingen 2000, 76.

<sup>47</sup> Vgl. als allgemein verständliche Einführung R.M. NESSE/G.C. WILLIAMS, *Warum wir krank werden. Die Antworten der Evolutionsmedizin*, München 1997.

<sup>48</sup> R. SPAEMANN, *Personen. Versuche über den Unterschied von ‚etwas‘ und ‚jemand‘*, Stuttgart 1996, 261. Vgl. auch E. JÜNGEL, *Der alte Mensch – als Kriterium der Lebensqualität*, in: DERS., *Entsprechungen. Gott – Wahrheit – Mensch*, München <sup>2</sup>1986, 318–321.

*Abstract*

Der Beitrag setzt sich mit der Relevanz des Leidens, des Bösen und des Todes innerhalb der Ordnung der Evolution auseinander. Es wird eine entsprechende theologische Perspektive entfaltet, welche sich bemüht, einerseits Ursprung und Entwicklung der Schöpfung – auch mit ihren dunklen Seiten – und Gottes Schöpferkraft andererseits miteinander zu verbinden, um auf dieser Grundlage Konsequenzen menschlichen moralischen Handelns ausloten zu können.

The article describes the relevance of suffering, evil and death within an evolutionary framework. It then develops a theological perspective on the matter, relating the origin and development of creation – even with its dark sides – with God's creativity and exploring the consequences for our understanding of human moral agency.